



Von Freunden wurde er immer mal wieder gefragt, weshalb über seine Arbeit nichts in den Missionsblättern zu lesen sei. Er selbst war der Meinung, dass er seine Wohltäter in der Heimat mit seinen Rundbriefen ausreichend informiere. Jetzt haben wir einen langen Aufenthalt von P. Volker Bodenmüller genutzt, um ein ausführliches Gespräch zu führen.

P. Volker, wären Sie bitte so nett, sich unseren Lesern vorzustellen:

Ich komme aus Leutkirch im Allgäu. Dort bin ich in Winterstetten 1942 geboren. Nach St. Ottilien ins Seminar kam ich 1953. P. Barnabas Heege, einer unserer Nachbarn hat das ausgelöst. Er war 60 Jahre lang Missionar im Ndandagebiet: Er hat von Afrika erzählt – auch von Elefan-



BÜRGERSTOLZ: alle helfen mit

40 Jahre Missionar beim Stamm der Wapangwa im Südwesten Tansanias

tenjagden – und das hat mich begeistert. Das wäre doch was: als Missionar nach Afrika zu gehen. Aus meinem Heimatdorf war außerdem noch ein anderer vor mir nach St. Ottilien ins Seminar gegangen und hat immer wieder erzählt, wie schön das dort sei und wie viel Fußball gespielt würde. Im Seminar galt's dann zu entscheiden, ob ich Architekt werden sollte – ein weiterer Jugendtraum von mir – oder Kloster und Mission. Nach dem Abitur 1962 habe ich mich dann für das Kloster entschieden. Und heute bin ich Erzbischof Suso Brechter dankbar, dass er mich nach Afrika geschickt hat. Dort nennen mich manche Menschen „Bahati“. Das ist Kiswaheli und bedeutet „der Glückliche“.

Fühlen Sie sich auch so?

Ja – so fühle ich mich.

Nach einem Theologie- und Philosophiestudium wurden Sie zum Priester geweiht und durften nach Afrika gehen. Mit welchem Auftrag?

Ich ging auf Bitte von Bischof Reimond Mwanjika (sprich: Monika) nach Afrika. Der war neuer Bischof und hatte nach



Kleiner Besuch im Pfarrhaus

Missionaren nachgefragt. Ich war frei und so ging ich dahin. Ein großes Glück für mich war es, dass im Stammesgebiet der Wapangwa gerade Missionar gesucht wurde. Eine Gegend, die übrigens so schön wie mein Allgäu ist. Dort gibt es die berühmten Livingstone-Berge und den Nyassa-See – noch schöner als der Bodensee (lacht) – und ein gemäßigtes Klima.

So war ich dann vierzig Jahre bei den Wapangwa in verschiedenen Pfarreien. Und ich konnte auch meinem Wunsch nachkommen, als Architekt zu arbeiten, weil dort viel gebaut werden musste. Man kommt also nach Afrika und dann ist vieles anders, als man gelesen und gehört hat.

Heißt das, alle Berichte, die zu ihrer Entscheidung Missionar zu werden beitrugen, entsprachen nicht dem „wirklichen Afrika“?

Naja – zumindest teilweise.

War das Leben härter oder herausfordernder?

Nein. Ich traf schon in etwa das an, was ich erwartet hatte. Seit 100 Jahren waren ja schon Missionare da, die die Kirche aufgebaut hatten. Jetzt stellte sich die Frage, was ich machen sollte. Es lebte bei den Wapangwa ein Schweizer – ein ehemaliger Marianhill-Priester – der als Ethnologe für eine deutsche Universität einen „ursprünglichen und zurückgebliebenen Stamm“ erforschen sollte. Und ich habe halt gemeint, dass ich das dann mal ändern wolle.

Wie muss man sich das vorstellen?

Zuerst kam ich nach Manga zu P. Anton Falkenstein, der mich in die Sitten und Gebräuche einführte. Zwei Jahre später kam ich nach Lupanga zu P. Wilhelm Dosch. Beide hatten viel gebaut. Von beiden habe ich viel gelernt. Jetzt kam mir auch meine Erfahrungen aus den Werkstätten der Erzabtei St. Ottilien zugute. Dort durfte ich während meiner Schulzeit immer wieder mithelfen.

Es war damals die Zeit nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Ich habe gestaunt, was davon schon umgesetzt war: Zum Beispiel die Einführung der Landessprache – Kiswaheli – als Liturgiesprache. Die Pfarrestrukturen waren wegen der Missionare ähnlich wie in Deutschland. Es gab 30 Missionsstationen, die jeweils von einem europäischen Seelsorger betreut wurden, manche auch von Brüdern oder Schwestern. Mich hat das Wirken der rund 250 einheimischen benediktinischen Schwestern in den Klöstern und Pfarreien tief beeindruckt. Inzwischen sind alle 30 Pfarreien mit einheimischen Priestern besetzt – bis auf Mlangali, wo neben einem Afrikaner auch ich noch die Gemeinde leite. Diese Unabhängigkeit von

Hilfe von außen ist für die Kirche in Afrika ein großartiger Erfolg.

Wie sah Ihre Arbeit aus?

In Afrika sind Dreiviertel der Bevölkerung Kinder und Jugendliche. Da hat die Kirche ein großes Arbeitsfeld und eine große Chance. Ein Großteil der Jugendarbeit ähnelt der in Europa mit Gruppenstunden, Musik, Gesang, Spiel, Sport und der Pflege der einheimischen Kultur. Auch soziale Dienste werden von Jugendlichen übernommen, wie z. B. Krankenbesuche oder Einsätze für die Kirche.

Mir ging es von Anfang an, die Jugendlichen auf das Erwachsenenleben vorzubereiten. Neben der Grundschule – Pflicht in Tansania – sollten sie weitere Angebote erhalten: Realschule oder sogar den Besuch des Gymnasiums. Neben der Befähigung sollen sie in unseren Werkstätten weitere handwerkliche Ausbildungen angeboten bekommen. Sie können bei uns Automechaniker, Hauswirtschaftler, Elektriker oder Maler und Schreiner werden. Auf unseren Feldern lernen sie Mais und Kaffee anzubauen. Aus dem Erlös haben wir modernes Ackergerät beschafft und den Kirchenunterhalt finanziert. Ganz wichtig ist auch der Gedanke der sogenannten Nachhaltigkeit – wie man in Europa sagen würde – und der Umweltschutz. Unsere Jugendgruppen haben sehr viel eigenen Wald angepflanzt und so zur Klimastabilisierung in unserer Gegend beigetragen.

Das leisten Sie alles aus eigener Kraft?

Wir haben von Wohltätern aus Europa großzügige Unterstützung bekommen, z. B.: Nähmaschinen und Wolle für Hauswirtschaftsschulen, Geld für Traktoren und Pflüge, Werkzeuge für die Werkstätten und vieles andere mehr. Viele unsere

Die Fragen stellte: Martin Wind



PRIMIZ: geistliche Frucht der Arbeit



BRUNNENBOHRUNG: ohne Wasser geht nichts



AUFBAUFREUDEN: auch die Wapangwa feiern gern



MÄDCHEN UNTER SICH: das neue Internat



FRÖHLICHES TREIBEN: die Kirche zeigt Flagge

Schüler und Auszubildenden können sich den Schulbesuch und die Ausbildung nur Dank unserer Stipendien leisten, die wir mit Spenden finanzieren. Für diese Spenden bin ich den Wohltätern sehr dankbar.

Jetzt haben wir gehört, was Sie für Bildung und Ausbildung der Menschen leisten. Hat die Kirche auch etwas von Ihrem Einsatz?

Darauf lege ich besonderen Wert: Wir fördern und unterstützen natürlich geistliche Berufungen. Das Ergebnis: Neun Diözesanpriester, zwei Brüder, 21 Schwestern 18 Katechetinnen sind aus unserer Gemeinde hervorgegangen und vier weitere junge Männer bereiten sich derzeit im Seminar von Peramiho auf die Priesterweihe vor. Das bereitet mir mehr Freude, als alle Bauten, die ich in den vergangenen vierzig Jahren errichtet oder geplant habe.

Das hört sich gut an. Herrscht jetzt in Ihrer Gemeinde Wohlstand?

Es galt ja diesen Schweizer zu widerlegen, dass die Wapangwa die rückständigsten seien. Jetzt nach vierzig Jahren sind sie durch eine breite Basis kirchlicher und beruflicher Bildung auf einen guten Weg gebracht. Besucher sind immer überrascht, wenn sie sehen, was da in dieser Ecke gewachsen ist. Ich habe einen Freund, einen Pfarrer, der mich 1974 und 2004 besucht und mich gefragt hat: „Merkst Du eigentlich, was sich alles geändert hat? Es ist unglaublich.“ Das widerlegt auch das Empfinden vieler Europäer, dass sich in Afrika trotz vieler Spenden und Ent-

wicklungshilfen nichts ändere. Und selbst wenn der SPIEGEL das behauptet, dann wird er durch die afrikanische Realität widerlegt.

Können sie die Änderungen noch genauer beschreiben?

Ich habe ja da weitergemacht, wo meine Vorgänger schon rund 100 Jahre gewirkt hatten. Als ich kam, waren die Wapangwa relativ arme Leute, sie lebten in Lehmhütten und von dem, was sie auf ihren kleinen Feldern anbaute. Ich habe dann Ochsen und Pflüge besorgt, mit denen größere Flächen urbar gemacht werden konnten. Die Erträge sind gestiegen. Überschüsse konnten verkauft, Traktoren angeschafft und Maismühlen besorgt werden. In der Landwirtschaft haben wir eine immense Entwicklung erreicht. Die Gegend ist so fruchtbar, dass wir heute Mais, Bohnen und Kaffee exportieren. Vorher hatte es gerade zur Selbstversorgung gereicht. Heute produzieren wir 40.000 Doppelzentner Mais in den sieben Dörfern, die Menschen haben Einkommen und können sich richtige gemauerte Häuser bauen. In jedem Dorf gibt es eine Krankenstation, eine Schule oder sogar eine Sekundarschule. Wie gesagt, der Fortschritt ist überall zu sehen, die Grundbedürfnisse des Lebens sind befriedigt, das Gesundheitssystem ist vorbildlich, ebenso das Schulwesen und darauf kann man jetzt aufbauen. Ein weiteres Ziel für Verbesserungen ist jetzt eine flächendeckende Stromversorgung, die erst noch aufgebaut werden muss.

Die Menschen haben also mit Ihrer Hilfe Ihr Leben verbessert. Waren Sie dabei völlig auf sich alleine gestellt?

Nein. Dank kluger Entscheidungen der Regierung und durch Mithilfe der Missionare ist das Leben der Menschen besser geworden. Ich begleite die Menschen bei ihren Projekten oder gebe den Impuls dazu. Mir ist es sehr wichtig, dass alle Entscheidungen beraten werden, deshalb sitze ich im Dorfrat. Wenn etwas geplant wird, dann bin ich von Anfang an dabei und kann mein Know-how einbringen oder eventuell mit Geld helfen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass früher z. B. die Kirchen und andere Einrichtungen für die Leute gebaut wurden, heute bauen wir sie mit den Menschen gemeinsam. Wir verlangen sehr viel Eigenbeteiligung und Mitarbeit der Leute, so dass die Bevölkerung in die Projekte, seien es Kirchen, Schulen oder auch Wasserprojekte, mit einbezogen sind. So decken wir das gesamte Spektrum der Entwicklungshilfe ab. Immerhin habe ich so gemeinsam mit den Gemeinden mehr als neun Kirchen gebaut. Zwei davon sind richtig große. Da habe ich mein Hobby „Architektur“ eingebracht, die Pläne gezeichnet und die Bauausführung beaufsichtigt. Bei Schulbauten haben wir das auch gemacht. Viele Projekte werden auch mit Spenden aus Spanien, der Schweiz oder Unterstützung der Vereinten Nationen verwirklicht. So haben wir z. B. in allen Dörfern flächendeckend eine Wasserversorgung mit Zapfstellen in den Straßen. Da hat sich die Frage gestellt, wie wir das finanzieren. Wichtig ist es, dass unter dem gemeinsam



AHA: warum es Schulbank-Drücken heißt

vorbereiteten Förderantrag dann auch meine Unterschrift steht, weil man mich in Dar-es-Salaam kennt und die dortigen Ansprechpartner wissen, dass sie diesen Antrag bewilligen können.

Kann die Kirche in Ihrer Gegend „auf eigenen Beinen“ stehen?

Ja – das kann man so sagen. In diesem armen Tal ist ein bescheidener Wohlstand entstanden. Den Leuten geht es gut. Und sie bringen sich auch in die Gemeinschaft ein. Wir haben eigene Kirchenfelder, die wir gemeinsam bebauen. Die Menschen helfen zweimal in der Woche mit. Aus dem Ertrag, einer kleinen Kirchensteuer, dem Sonntagsoffer und weiteren freiwilligen größeren Gaben ist die Gemeinde finanziell recht unabhängig und selbstständig. Wir können so (teilweise) eigene Projekte und Anschaffungen finanzieren. Das ist mir ein ganz wichtiges Anliegen.

Wo kommt diese Eigenständigkeit noch zum Ausdruck?

Als Papst Paul VI. in Uganda war, hat er die Leute aufgefordert, die Beschlüsse des Zweiten Vatikanum umzusetzen. Er gebe ihnen die nötige Freiheit. Und dann wurde das auch gemacht: in der Liturgie, den Liedern und den Riten. Man spürt vom Aufbau her sofort, dass es sich um eine katholische Liturgie handelt. Die Weise Gott zu loben ist aber eine völlig andere, als in Europa. Ihre Mentalität, ihre Freude leben die Menschen im Gottesdienst voll aus. Es wird sehr lebendig und lange



REISEHINDERNIS: keine Sorge, alles organisiert

gefeiert, mit viel Gesang, mit Chören, die Psalmen singen, mit Trummelbegleitung und Keyboards. Das geht sehr professionell und vierstimmig (lacht). Wir müssen aufpassen, dass die Gemeinde nicht nur zuhört, sondern auch in Zukunft aktiv mitmacht. Aber da steuern wir bereits gegen und erinnern immer wieder daran, dass der Gottesdienst von der gesamten Gemeinde gefeiert wird.

Sind Sie überzeugt, dass in Ihrer Gemeinde der Glaube gefestigt ist?

Als ich nach Afrika kam, habe ich gespürt, dass unsere Leute neben dem christlichen Glauben noch ein zweites Standbein haben. Sie glauben an den Einfluss von Ahnen und Geistern auf das tägliche Leben. Diesen Glauben nennt man Animismus. Zauberer und Hexer spielen da eine große Rolle und haben einen immensen Einfluss, weil sie vermeintlich den Willen der Ahnen und Geister verstehen und beeinflussen können. Da wird viel mit Zauber und Verwünschungen gearbeitet, mit Angst und Furcht und gegenseitiger Denunziation und Verwünschungen. So kommt viel Unfriede und Unfreiheit unter die Menschen. Hier hat der christliche Glaube den Menschen die Freiheit der Kinder Gottes gebracht. Sie werden befreit von Furcht und Ängsten. Jetzt höre ich Europäer sagen: „Ja, Missionare und die Kirche haben die afrikanische Kultur zerstört.“ So stimmt das aber nicht. Wir Missionare haben den Glauben von allem Belastenden gereinigt und die Erlösung von Rache und

Bedrohung gelehrt. In der Vergangenheit wurde das zugegebenermaßen manchmal sehr radikal gemacht und das „Kind mit dem Bade“ ausgeschüttet. Aber wir sehen schon lange das Wertvolle, das Erhaltenswerte in diesen Kulturen. Das Gute müssen wir behalten. Und das tun wir auch. Aber das ist ja eh der moderne Missionsgedanke.

Was haben Sie in Zukunft noch vor?

Als ich nach Afrika kam, konnte der schweizer Ethnologe noch behaupten, er erforsche einen rückständigen Stamm. Ich kann mit Fug und Recht behaupten, dass das mit Sicherheit heute nicht mehr der Fall ist. Wir haben mit unserer Entwicklung angestoßen, die unumkehrbar ist und die Menschen fit gemacht für die Zukunft. Ich will als Missionar die weiteren Schritte meiner Gemeinde und der Kirche in Afrika in die Selbstständigkeit sowie die gesellschaftliche Entwicklung gerne weiter begleiten. Einen Schwerpunkt werde ich künftig noch verstärken: Ich will noch mehr in Menschen investieren, in die Begleitung der Kinder und Jugendlichen bis zum Erwachsenenalter. Sie sollen in jedem Lebensabschnitt Anlaufpunkte in der Kirche finden: im Kindergarten, der Vorschule, in Grundschulen und auch in Gemeindezentren. Da gibt es noch einiges zu tun, das ich gerne mit Gottes Hilfe und Unterstützung meiner Wohltäter gemeinsam mit der Gemeinde anpacken möchte.

P. Volker, herzlichen Dank für dieses Gespräch. ■